

Zu Sebastian Münster

Autor(en): **Jenny, Beat Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera**

Band (Jahr): **15 (1965)**

Heft 1

PDF erstellt am: **21.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-80551>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

MISZELLEN MÉLANGES

ZU SEBASTIAN MÜNSTER

Von BEAT RUDOLF JENNY

Wer sich in den vergangenen Jahren mit Münster zu befassen hatte, mußte stets mit Erstaunen feststellen, daß seit der umfassenden Biographie des Geographen Viktor Hantzsch (1898) keine großen Monographien zu Münster erschienen waren (mit Ausnahme etwa der von Wolkenhauer, 1909) und sich vor allem Basels historische Schule dieses großen Humanisten überhaupt nicht angenommen hatte. Dafür war bereits sieben Jahre nach dem Kriege (1952) von Münsters Heimatstadt Ingelheim eine Gedenkschrift zum 400. Todestage herausgegeben worden; aber man neigte dazu, die Beflissenheit, mit der sich die Behörden der einst bedeutenden Kaiserpfalz Ingelheim ihres wohl einzigen weltberühmten Bürgers von Amts wegen annahmen, wohlwollend zu billigen als Veranstaltung von lokalgeschichtlicher und lokalpatriotischer Bedeutung, bei der für die allgemeine Wissenschaft nicht allzuviel abfiel. Denn Hantzsch war dadurch keineswegs überholt oder gar ersetzt. Um so größer war denn die Überraschung und Freude, als in den beiden vergangenen Jahren gleich drei Publikationen über Münster erschienen, die zwar offensichtlich von jenem Ingelheimer Lokalpatriotismus inspiriert sind, aber weit darüber hinausgehen, indem sie versuchen, Sebastian Münster und sein Werk neu und umfassend der Wissenschaft zu erschließen.

Das Kernstück, die Biographie¹ gibt sich auf den ersten Blick als Basler Beitrag zur Geschichtswissenschaft, ist jedoch genauer besehen eine Mainzer Dissertation, beziehungsweise eben ein Ingelheimer Beitrag zur Geschichte des Basler Humanismus und des Ingelheimers, der wie kaum ein zweiter den Weltruhm des humanistischen Basel nach der Reformation befestigen und

¹ KARL HEINZ BURMEISTER, *Sebastian Münster. Versuch eines biographischen Gesamtbildes*. Helbing & Lichtenhahn, Basel 1963. Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft 91.

ausweiten half. Zur Vorgeschichte dieser Publikation ist über das Gesagte hinaus festzuhalten, daß Burmeister das Glück hatte, auf die Vorarbeiten und Sammlungen des 1961 verstorbenen Amerikaners H. L. Ruland zurückgreifen sowie etwa 280 Bibliotheken und Archive zur Mitarbeit auf dem Korrespondenzwege verpflichtet zu können. Die eigentliche Qualifikation zum «Versuch eines biographischen Gesamtbildes» jedoch ergab sich daraus, daß K. H. Burmeister vom Gymnasium her über eine hinreichende Kenntnis der hebräischen Sprache verfügte und so nur schon der Ausgangslage nach dem Geographen Hantzsch gegenüber im Vorteil war. So ist denn auch fast die Hälfte des Buches dem Hebraisten und Theologen Münster gewidmet (S. 33—107), und es ist wohl eines der Hauptverdienste des Verfassers, diesen einem weiteren Publikum kaum bewußten, geschweige denn bekannten Münster auf Grund von Vorarbeiten (Pulvermacher, Geiger) neu erforscht und allgemeinverständlich dargestellt zu haben. Was hier etwa über Münsters Beziehungen zu verschiedenen Rabbinern und zur jüdischen Wissenschaft überhaupt gesagt wird, ist ein wesentlicher Beitrag zur Geschichte der Auseinandersetzung der christlichen Theologie mit dem Judentum. Die Bedeutung des Hebraisten Münster liegt nach Burmeister darin, daß Münster auf autodidaktischem Wege zum Begründer der aramäischen Sprachwissenschaft in Deutschland wurde, daß er also zuerst und früher, als man bisher annahm, die Trennung von Hebräisch und Aramäisch vollzog und so wesentlich dazu beitrug, «daß die Hebraistik sich von der Theologie löste und zu einer eigenständigen Wissenschaft aufstieg, in der nur noch das sprachliche Phänomen zur Geltung kommen sollte» (S. 47/49; vgl. S. 65; 98). Dementsprechend verfügte Münster 1542, als er vorübergehend und widerwillig die Professur für Altes Testament übernahm, über kein einziges theologisches Buch und nicht einmal über die nötigen bibliographischen Kenntnisse (S. 99)! Erwähnung verdient in diesem Zusammenhang auch Burmeisters Versuch, Münsters Bibliotheca Rabbinica zu rekonstruieren (S. 200f.).

Dennoch gilt das Hauptaugenmerk des Lesers dem Lebenslauf an und für sich und dem Kosmographen, das heißt Historiker und Geographen, wie der Kosmographie. Und er wird erfreut feststellen, daß sich der Verfasser bemüht hat, den äußeren Lebensweg Münsters so genau wie möglich abzuklären und darzulegen. Grundlage hierfür sind mangels einer Autobiographie und eines Nachlasses einige zerstreute Handschriften, die Drucke, insbesondere deren Vorreden, und vor allem der Nachlaß Conrad Pellicans, des klösterlichen Vorgesetzten, Lehrers und väterlichen Freundes Münsters, in dessen Hauschronik und Briefsammlung die bedeutendsten und reichsten, zum Teil schon von Geiger und Pulvermacher, nicht aber von Hantzsch benutzten Quellen zu Münsters Biographie überliefert sind. Auf eine Zusammenfassung der berichtigten Biographie Münsters können wir hier um so eher verzichten, als Burmeister sein Buch in der Vorrede zur Münster-Bibliographie ausführlich und in der zur Briefsammlung ganz kurz epitom-

miert hat. Einige Hinweise mögen genügen: Trotz Burmeisters eifriger Quellenforschung bleibt es dabei, daß die ersten zwanzig Lebensjahre Münsters bis zu seinem Eintritt ins Rufacher Franziskanerkloster 1509 und zum Einsetzen der Nachrichten in Pellicans Chronik weitgehend im Dunkeln liegen. Burmeisters scharfsinnige Abhandlung über das Geburtsdatum (die wir mit derjenigen über die Primiz zusammen lieber in einem Exkurs gesehen hätten), kann dafür kein Ersatz sein, zumal die Korrektur des Geburtsdatums von 1489 in 20. Januar 1488 von geringem Belang ist und zudem das Jahr 1488 ebensogut durch Münster errechnete Annahme wie überliefertes Wissen gewesen sein kann. Überdies mißt Burmeister den Angaben, welche die Leichenrede des Schreckenfuchs über diese Zeit macht, wohl zu viel Gewicht bei, nicht bedenkend, daß Prosopographen auch dann etwas sagen müssen, wenn sie nichts oder nur Vages wissen und daß sich Schreckenfuchs dort, wo er überprüft werden kann, immer wieder als unzuverlässig erweist (vgl. S. 18; 20; 29; 62; 92). Daß schließlich das Beibehalten der Herkunftsbezeichnung «Ingelheimensis» eine «Form ist, in der Münster seine Heimatliebe zum Ausdruck bringt», ist eine These, die man (zumal sie von Ingelheim aus vorgetragen wird!) gerne anhand von Vergleichsmaterial erhärtet gesehen hätte. Könnte es sich nicht einfach um ein Stück Humanistenmode handeln?

Wichtige chronologische Richtigstellungen und sachliche Ergänzungen bietet das Buch vor allem für die folgenden Jahre, wo Münster nach Aufenthalt in Pforzheim (1511—1514) und Tübingen (1515—1518) nach Basel kam und daselbst seine publizistische Tätigkeit begann, die bis zum Lebensende nicht mehr abbrach und ihn dauernd mit Basel verband. Nicht erst 1524, sondern schon 1520/21 verließ Münster Basel wieder und kehrte erst 1529 (nicht 1528) wieder dahin zurück, nachdem ihm eine Stelle an der Universität, auf die Bonifaz Wolfhart großmütig verzichtet hatte, die Möglichkeit gab, dem Mönchstum, dem er schon seit spätestens 1526 innerlich entwachsen war (vgl. Brief 1), ohne großes Risiko auch äußerlich den Rücken zu kehren. Die Basler Zeit bot keine grundlegenden sachlichen oder chronologischen Schwierigkeiten, und Burmeister kann dank sorgfältiger Sichtung alten und neuen Quellenmaterials ein recht anschauliches Bild vom Gelehrten, Hebräischprofessor, Forschungsreisenden und Hausherrn Münster malen, der, zuerst noch ganz Hebraist, sich immer mehr der außeramtlichen Tätigkeit an der Kosmographie und damit der humanistischen Enzyklopädistik zuwendet.

Das Auffallendste an dieser Basler Zeit ist, daß sich weder persönliche noch literarisch-wissenschaftliche Beziehungen zu Erasmus nachweisen lassen (vgl. jedoch Bibliographie 29a, wo immerhin ein hebräischer Nachruf Münsters auf Erasmus nachgewiesen ist). Ja, wir vermuten sogar, daß selbst dem Denkmal, das Münster diesem in der Kosmographie setzte, weniger geistige als kommerzielle Motive zugrunde lagen: Die Nachfrage nach Erasmusbildern war groß, und für die Kosten des Holzschnittes kam die Eras-

musstiftung auf. Es ist möglich, daß diese Beziehungslosigkeit Erasmus gegenüber ein Grund dafür ist, daß die Basler Geschichtschreibung Münster links liegen ließ, fühlt sich doch auch Burmeister noch zu der etwas merkwürdig formulierten Feststellung veranlaßt: «Ungeachtet dieses Sonderfalls ist Münster in Basel zu einem hoch geehrten Mann aufgestiegen» (S. 64)! Dabei macht gerade die Tatsache, daß Münster dem humanistischen Gepränge, der Schön- und Vielrednerei und -schreiberei, dem kritiklosen Nachbeten und oft selbstüberheblichen Schaumschlagen vieler geltungsbedürftiger kleinerer Humanisten abhold blieb, einen wesentlichen Zug seines Charakters aus. Er behielt zeitlebens etwas vom Gesunden, bauernschlau Arglosen, Nüchternen und bei aller Bescheidenheit Selbstbewußten eines bodenständigen freien Bauern, das, wenn man von der nie geliebten Theologie absieht, eine glückliche Verbindung mit dem Franziskanischen eingegangen war. Stets seiner Unzulänglichkeit bewußt und sich im klaren darüber, daß die Spanne eines Menschenlebens zu kurz ist, um die Kosmographie zu vollenden (*nemo enim omnia potest*), blieb er auch in Kontroversen der großartig Überlegene (S. 78, 179). Denn er arbeitete nicht im Dienste eigener Ehre, sondern in dem der Wissenschaft, das heißt der Mit- und Nachwelt, oft so angestrengt (vor allem wenn etwa unerwünschte Konkurrenz drohte, zum Beispiel von Stumpf, S. 119), daß er neben der Arbeit im «Museum» und in der Druckerei des Stiefsohnes Heinrich Petri kaum mehr Zeit zum Essen fand! Nachdem ihm die franziskanische Klostererziehung die akademischen Grade versagt hatte, lehnte er deren Erwerb auch als bestandener Gelehrter ab. Überhaupt behielt er zeitlebens etwas Mönchisches an sich, und es entbehrt nicht des Reizes, daß zu den ganz wenigen von Münster selber in epischer Breite erzählten Szenen seines Lebens der Ritt auf das Schloß Herrenzimmern zu dem fast mönchisch lebenden und Münster auch sonst in manchem wesensverwandten gelehrten Grafen Wilhelm Werner von Zimmern gehört.

Schade, daß es dem Verfasser im Abschnitt «Charakter und Aussehen» nicht gelingt, in Worten ein Charakterbild von Münster zu entwerfen, das auch nur annähernd dem trefflichen amerbergerschen Porträt (bei S. I) entspräche, obwohl dies doch das tiefste Anliegen eines Buches sein müßte, das ein biographisches Gesamtbild geben will. Warum aber bekommen wir statt dessen nicht wenigstens an dieser Stelle einen der Briefe an Pellican zu lesen, so daß wir uns selber ein Bild machen können? Überdies ist das, was auf der einzigen diesem Thema im Zusammenhang gewidmeten Seite steht, zum Teil anfechtbar. Da heißt es etwa, weil ihm die «*humanitas*», das heißt der «Sinn für die feine Lebensart», gefehlt habe und aus anderen Gründen sei ihm vieles abgegangen, was ihn zu einem echten Humanisten gemacht hätte. Ebenso sei er zu wenig kritisch und zu leichtgläubig gewesen. Er habe mehr Mittelalterliches als Neuzeitliches an sich gehabt. Münster sei in «seiner Haltung zur Philosophie stets einseitig, ja fast einfältig gewesen». Es gehe ihm «hier ein wesentlicher Zug ab, den wir von

einem großen Humanisten im allgemeinen verlangen» (S. 24). Der Leser muß also, wenn er alle diese zum Teil beiläufig gemachten Aussagen zusammennimmt, zum Schluß kommen, Münster sei kein Humanist gewesen oder nur in ganz beschränktem Maße.

Hiezu zunächst eine Frage, die das Methodische betrifft: Wäre es nicht Verpflichtung gewesen, statt Münster anhand von nicht sehr tiefgründigen und teilweise widersprüchlichen Teildefinitionen von Humanismus etwas schnellfertig aus dem Kreis der wahren Humanisten auszuschließen, eine wesentlichere oder überhaupt eine Definition zu suchen, die es ermöglicht hätte, auch Münster gerecht zu werden, das heißt auch diesen «Sonderfall» in bezug auf Erasmus in den Kreis der großen Humanisten einzubeziehen — oder dann eben diese zugegebenermaßen schwierige Frage nicht zu berühren? Schließt etwa die Definition des Humanisten, die Werner Kaegi 1958 gab, Münster aus? Ich meine, daß sie ganz im Gegenteil erst zeigt, in welchem hohem Maße Münster Humanist war. Denn wie kann man den Propagator der Autopsie (auch in der Hebraistik; S. 74), gleichgültig, wie weit er diesem Prinzip nachleben konnte, und den großen Organisator des wohl ersten internationalen wissenschaftlichen Gemeinschaftswerks auch nur mit einem Fuß aus dem Kreis der Humanisten verbannen? Wie könnte einer, der nicht Humanist ist, von einer so elementaren Neugierde, von einem so umfassenden Drang nach Wissen, nach richtigem Wissen in bezug auf alles, was Mensch und Natur heißt, beseelt sein? Wie kann man Münsters Stolz über die Entdeckungen, welche das ptolemäische Weltbild sprengten, als «fast hochmütige Haltung» (S. 115) bezeichnen, wie ihm verargen, daß er auf seinen Forschungsreisen gefälschte Urkunden nicht erkannte (S. 164) oder gar an der Echtheit der Gebeine der Märtyrer von St. Maurice keinen Zweifel äußerte (S. 166)? Wie kann man von ihm verlangen, daß er den Solothurner Grabfund von 1546 nicht nur besucht, untersucht und beschreibt, sondern auch wissenschaftlich beurteilt («In seiner Beurteilung des Fundes ist er aber sehr oberflächlich», S. 166)? Sollte man bei der Beurteilung von humanistischen Gelehrten mit dem Begriff «wissenschaftliches Gewissen» nicht vorsichtiger umgehen, als dies S. 173 geschieht? Viel wichtiger ist doch, daß Münster theoretisch genau zu unterscheiden weiß zwischen historischer Tatsache und bloßer Vermutung; daß er auch den Wert der Vermutung als Arbeitshypothese kennt, daß er die Grundsätze der modernen Geschichtsforschung beherrscht und etwa schreibt, mangels chronikalischer Zeugnisse müsse man sich bemühen, die historische Wahrheit aus verwitterten Inschriften, aus alten Münzen oder sogar aus Gräbern und Trümmern zu gewinnen, statt zu Fabeln die Zuflucht zu nehmen (Briefe S. 156, 161).

Die angeführten Beispiele können zugleich zeigen, daß der Verfasser sein sehr hoch gestecktes Ziel, «Münster mit den Augen seiner Zeit zu sehen» (S. 4), nicht erreicht hat. Doch wer würde sich zutrauen, einer solchen Zielsetzung voll und ganz gerecht zu werden, auch wenn er sich schon jahre-

lange mit der Geschichte des 16. Jahrhunderts beschäftigt hat? Außerdem bedurfte es nur schon großer Arbeit, um den Hebraisten und den Kosmographen Münster zugleich mit eigenen Augen zu sehen. Einen Begriff vom Umfang dieser Arbeit kann die in den editorischen Grundsätzen der Köbel-Bibliographie von J. Benzing folgende Münster-Bibliographie des Verfassers geben². Darin werden in vorbildlicher Weise Münsters hebraistische, mathematisch-astronomische und geographische Schriften sowie die von ihm bloß herausgegebenen oder übersetzten Druckwerke mit Hilfe der nun überholten Münsterbibliographie von Hantzsch und der modernen Bibliographie der Kosmographien von H. L. Ruland auf 110 Seiten so vollständig wie möglich in 184 Nummern verzeichnet (Titel, Ort und Drucker, Umfang, Anzahl der Abbildungen, erhaltene Exemplare auf öffentlichen Bibliotheken [Neuauflagen, Nachdrucke, Auszüge und Teildrucke mitgezählt]). Eine enge Beschränkung auf Münster war somit durch den Umfang des Stoffes bedingt und das Ignorieren der Zeit und das Fehlen des aus der Zeit geschöpften Urteils weitgehend zwangsläufig, zumal es sich ja um eine Erstlingsarbeit handelt, bei der es nicht bloß um statistisch erfaßbare und bloß aus sich selber interpretierbare Tatbestände ging. Dennoch hätte man es begrüßt, wenn der Verfasser die Mühe und Arbeit, die er auf das Kapitel «Münster in unserer Zeit» (Münster in den Museen, Ehrungen Münsters, Münster bei Scheffel, Dorothy L. Sayers und auf der neuen 100-DM-Note usw.) verwendete, dazu benutzt hätte, dem einen oder andern Mitarbeiter Münsters etwas eingehender nachzuforschen und so die notwendigen Anhaltspunkte für eine zeitgemäßere Beurteilung zu gewinnen. Überdies wäre der Eindruck des Zettelkastenleerens, den das Schlußkapitel erweckt, dadurch vermieden worden. Ganz neue Wege geht Burmeister darin, daß er die Preise und Auflageziffern der Publikationen Münsters zu berechnen versucht und etwa zum Ergebnis kommt, daß noch fünf Prozent der einst 50 000 Exemplare der deutschen Kosmographie vorhanden sind (S. 182). Nur dürfte das nicht auf Kosten der «alten Wege», das heißt etwa der Kapitel «Geschichtsphilosophische Grundidee» oder «Charakter» geschehen.

Wenn wir nun diesen kritischen Bemerkungen noch einige Richtigstellungen von Einzelheiten folgen lassen, so im Bewußtsein, daß dies der großen Bedeutung von Burmeisters Arbeit für die Geschichte des Humanismus ebensowenig Abtrag tun kann, wie einst die im einzelnen sehr berechtigte Kritik des Isländers Aarngrin Jonas die bahnbrechende Tat Münsters, Island als Gegend Europas in die Kosmographie einbezogen zu haben, verkleinern konnte (S. 170).

Die Bischöfe von Sitten (S. 130) und Chur (S. 145) kann man nicht als Landesherren im Sinn der deutschen Kirchenfürsten bezeichnen. Daß Basler in Avignon in großer Zahl studiert haben, dürfte nicht zu beweisen sein

² KARL HEINZ BURMEISTER, *Sebastian Münster. Eine Bibliographie*. Guido Preßler, Wiesbaden 1964. 143 S. mit 22 Abb.

(S. 123). Über den Besuch des Lazius in Basel läßt uns der Autor im unklaren: S. 128 heißt es, über den Zeitpunkt seiner Reise mit Münster von Basel nach St. Trudbert und St. Blasien sei nichts bekannt; sie dürfte aber in die Jahre 1549/50 fallen. S. 146 steht ohne Quellenangabe, Lazius habe sich 1549 in Basel aufgehalten. Briefe S. 150 A. 4 heißt es unter Verweis auf die gleiche Quelle wie S. 128, Lazius habe Basel 1549 besucht und damals die genannte Reise unternommen. Was gilt nun? Hat Lazius Basel etwa zweimal besucht, 1549 und 1551? Denn die Archivreise ist meines Wissens auf 1551 zu datieren. Nicht Wilhelm Werner von Zimmern, sondern dessen der Wissenschaft ganz abholder Bruder Johann Werner hatte Katharina von Obererbach geheiratet, lebte aber später getrennt von ihr. Überdies gehörte Münsters Bekannter, Eberhard von Erbach, ohne Zweifel zur Linie Untererbach. Die Verbindung Münster-Zimmern wird deshalb nicht durch die verwandtschaftlichen Beziehungen Zimmern-Erbach, sondern über Speier oder den Pfalzgrafen Johann II. von Simmern, der mit Zimmern gut bekannt war und ein Vierteljahr vor Münsters Reise nach Herrenzimmern bei Münster in Basel gewilt hatte (S. 142, vgl. 127), zustande gekommen sein. Ob man im 16. Jahrhundert in der Weise von In- und Ausland sprechen kann, wie dies S. 147 geschieht? Die Feststellungen über die Beförderung der Briefe Münsters haben nichts Außerordentliches an sich. Andere Möglichkeiten zur Beförderung privater Briefe gab es in Basel damals nicht. Briefzentrale für Deutschland und weiter entfernte Länder war Frankfurt, beziehungsweise die dortige Messe. Ein direkter Versand von Stettin nach Basel war kaum möglich (S. 147).

Nicht immer zu befriedigen vermag Burmeisters Zitierweise. Er hält sich keineswegs ans Übliche, wenn er statt der Editionen die Manuskripte zitiert (Vadianbriefwechsel, Rhenanbriefwechsel). Sinnlos ist es schließlich, gedruckte Briefe nach Geiger und unter einer nicht mehr existierenden Signatur zu zitieren (zum Beispiel Anmerkungen 91, 151, 197, 225, 273, 398, 433, 438, 474, 490, 515, 584). Dies muß gesagt sein, obwohl nun alle diese Texte in der von Burmeister veranstalteten Briefausgabe vorliegen; denn der Herausgeber will ja Dissertation und Briefausgabe völlig unabhängig voneinander benutzt sehen (Briefe S. 12).

In dieser Ende 1964 erschienenen Briefsammlung³ sind 50 Briefe Münsters im lateinischen Urtext und in deutscher Übersetzung enthalten. Die Nummern 42—44 sind der lateinischen Kosmographie entnommen; die übrigen Briefe entstammen den verschiedensten Archiven und Bibliotheken Europas. Zur Hälfte sind sie erstmals gedruckt. Bei ungefähr sechs Briefen kann man von überraschenden Neuentdeckungen sprechen, insbesondere bei den Stücken aus dem Reichsarchiv Stockholm. Die Briefe sind mit Hilfe von Anmerkungen erläutert, wobei dort, wo es sich um Material

³ *Briefe Sebastian Münsters. Lateinisch und Deutsch.* Herausgegeben und übersetzt von KARL HEINZ BURMEISTER. Hergestellt in Gemeinschaft mit der Firma C. H. Boehringer Sohn, Ingelheim am Rhein. Insel-Verlag, Frankfurt a. M. 1964. 211 S. mit 5 Abb.

handelt, das auch in der Dissertation benutzt ist, im wesentlichen das in der Dissertation bereits Gesagte wiederholt wird. Nur in ganz seltenen Fällen ist die Forschung weiter vorangetrieben. Obwohl die Übersetzungen auch für den Wissenschaftler eine Erleichterung bei der Benutzung bedeuten könnten, wirkt sich die Tatsache, daß der Abdruck der Texte sukzessive und nicht synoptisch erfolgte, hinderlich aus. Ebenso ist es bedauerlich, daß sich die Herausgeber (K. H. Burmeister unter Mitarbeit der Herren Dr. E. Emmerling/Ingelheim und Dr. J. Oeschger/Basel) nicht dazu entschließen konnten, dem, was nun seit den großen Briefwechselausgaben (Blarer, Vadian, Erasmus, Amerbach, Pirckheimer, Peutinger usw.) Usus geworden ist, zu folgen: nämlich Absender, Empfänger, Ort, Datum und Signatur zu Beginn jedes Briefes abzdrukken. Denn es entsteht dadurch eine große Unübersichtlichkeit. Letzteres gilt auch von den Anmerkungen, die in fortlaufendem Text gedruckt sind. Daß die Schreibweise nach der heute gültigen lateinischen Schulorthographie vereinheitlicht ist, kann man billigen. Merkwürdig ist jedoch die Begründung, «daß sich die zahlreichen Abbreviaturen Münsters durch den modernen Druck nicht wiedergeben lassen» (Briefe S. 12). Textergänzungen des Herausgebers und Randbemerkungen des Schreibers hätten noch vollständiger angemerkt werden müssen. Die Übersetzung ist, soweit sich dies auf Grund von Stichproben beurteilen läßt, richtig, doch fällt einem auf Schritt und Tritt auf, wie schwer es ist, solche humanistischen Texte wirklich sinngemäß und doch gut zu übersetzen. Durch einen Irrtum wird aus Caspar Suicker in der Übersetzung ein Snicker (Briefe S. 45, 48, 50, 209). Dabei handelt es sich offensichtlich um Caspar Schwicker, der in Basel Buchhändler war und eben zu der Zeit, da Münster von den Bemühungen des Rates spricht, ihn für das Pfarramt zu gewinnen, in Laufen (Kt. Bern) erstmals als Pfarrer nachgewiesen ist. Er gab das Amt spätestens 1548 (?) auf und starb wahrscheinlich 1550. Samuel Petri ist nicht ein «Sohn von Münsters Stiefsohn Heinrich Petri», sondern der Bruder Heinrichs und Stiefsohn Münsters (S. 155). Der Buchbinder Andreas ist ohne Zweifel Andreas Hager (S. 175). Der Princeps des Matthias Erb in Reichenweier, der an einem Passus der Kosmographie Anstoß genommen hat, muß Graf Georg von Württemberg, der Herr von Reichenweier, sein. Diese Erklärung drängt sich auch deshalb auf, weil an anderer Stelle im gleichen Brief vom illustrissimus princeps Wyrtenbergensis Udalrichus als von einer neuen, dritten Person gesprochen wird. Vielleicht läßt sich nun auch eher feststellen, was der Stein des Anstoßes war (Briefe S. 127ff.; Diss. S. 169). Hinsichtlich der chronischen Krankheit des Myconius sind wir nicht auf Vermutungen angewiesen (Briefe S. 144 A. 8). Myconius selber hat erzählt, wie er vom Kopf bis zu den Füßen von der Scabies (Räude, Krätze) befallen war und weder tags die Kraft zur Arbeit noch nachts die Ruhe zum Schlafen fand, so daß er seine Lebenskraft allmählich dahinschwinden sah. Die Füße versagten schließlich ihren Dienst, und die Hände konnten vor Zittern die Feder kaum mehr halten.

Briefe S. 152 A. 28 ist Fries statt Fires zu lesen. Bei den nicht oder unvollständig datierten Briefen hätte man gerne eine ausdrückliche Begründung des ergänzten Datums gesehen. Schließlich kann mitgeteilt werden, daß das Autograph von Nr. 32 wieder aufgefunden ist und daß unterdessen auch das Autograph der Nr. 31, welche Burmeister auf Grund einer Photokopie publizieren mußte, mit einem Teil der Autographensammlung Geigy-Hagenbach in den Besitz der Universitätsbibliothek Basel übergegangen ist.

Doch nun zur Hauptsache, den Briefen selber. Münster bezeichnet seinen ersten erhaltenen Brief als weitschweifig und langweilig (Briefe S. 17/22), und auch 1549 bittet er Pellican, seine briefliche Geschwätzigkeit zu entschuldigen. Sie diene nur dazu, das lange Schweigen wieder gut zu machen, in das er sich Pellican gegenüber so lange gehüllt habe, während er unterdessen ganz Deutschland mit seinem Geschwätz überschwemmt habe (gemeint sind seine Bittbriefe um Beiträge; Briefe S. 146, 150). Diese sehr harte Selbsteinschätzung darf man jedoch nicht allzu wörtlich nehmen. Denn wenn einer der großen humanistischen Gelehrten in seinen Briefen nie geschwätzig und phrasenhaft gewesen ist, dann Münster. Denn genau so dicht, wie er das Briefpapier bis zum Rande mit seinen feinen, regelmäßigen Schriftzügen füllt (Briefe S. 14, wo leider der Blattrand nicht sichtbar ist), so dicht ist auch die Abfolge der Gedanken und Mitteilungen im Brief. Deshalb ist es auch möglich, aus den wenigen erhaltenen Briefen ein so anschauliches und abgerundetes Bild von Münsters Leben und Werk zu gewinnen. Die gleiche Nüchternheit und Sachlichkeit, verbunden mit einem scharfen Blick für das Wesentliche und mit nie erlahmender wissenschaftlicher Energie zeichnet auch die wissenschaftlichen Briefe aus. Großartig etwa jenes Frageformular, das er an Normann sendet (Briefe S. 63, 65). Allerdings kann auch kein Zweifel darüber bestehen, daß sehr viele der verlorenen Münsterbriefe ohne großen Schaden der Wissenschaft verloren sind, da sie nur Variationen der noch erhaltenen Bittbriefe gewesen sein können. Auch darf man die Angabe, die Münster am 20. Juni 1549 macht, er schreibe täglich vier bis sechs Briefe, nicht verallgemeinern. Denn es ist anzunehmen, daß er damals vorübergehend im Hinblick auf den Abgang eines Boten oder Kaufmanns ein besonderes großes Pensum zu bewältigen hatte. Überdies war es die letzte Möglichkeit, für die Ausgabe von 1550 noch Nachträge zu beschaffen. Und schließlich ging ohne Zweifel ein guter Teil von Münsters Korrespondenz über andere Basler Gelehrte, die im Namen Münsters schrieben, so wie er selber einmal im Namen Briefers an Stumpf schrieb (Briefe S. 76). Was schließlich das Problem des handschriftlichen Nachlasses Sebastian Münsters anbelangt, auf das Burmeister S. 194 und Briefe S. 11 zu sprechen kommt, so muß angenommen werden, daß dieser so wie die Nachlässe anderer großer Basler Druckerfamilien (Froben, Herwagen, Isingrin) mit den Firmen zusammen verschwunden sind. Allerdings haben sich zwei Briefe des Heinrich Petri an Pellican erhalten, die doch ein wenig Licht auf das Schicksal des Nachlasses unmittelbar nach

Münsters Tod werfen⁴. Bedauerlich ist, daß Burmeister den einzigen autographen Brief an Münster, der dem Datum nach zugleich der letzte Münsterbrief ist, weder in seiner Dissertation benutzt noch am Schluß der Briefausgabe publiziert hat. Denn dieser hätte das Bild von Münster sehr schön abrunden können (Briefe S. 10) und wäre besser am Platz gewesen als die Abhandlung über die Münsterbilder (Briefe S. 195—197) und die erneute Aufzählung der Schriften Münsters und über Münster (ib. S. 199—204). Handelt es sich doch um einen Brief, den der 26jährige neugebackene Ilfelder Schulmeister Michael Neander, einer der begabtesten Philologen der jüngeren Generation und zukünftiger Hauptlieferant der Basler Buchdrucker, an den ihm persönlich noch unbekannten, jedoch «non solum ex aliorum praedicatione et relatione, sed potius ipsis uestrae excellentiae infinitis scriptis» sehr vertrauten Münster gesandt hat, ein Schreiben, das, am Anfang und am Schluß griechisch, dazwischen lateinisch «tumultuario calamo»

⁴ Heinrich Petri an Pellican
ZBZ F 47, 241.

Basel, 19. Juni 1554

S. P. Venerande Domine Pellicane, tuam tuorumque prosperitatem opto. Ostendit mihi filius tuus, Dominus Samuel, in suo catalogo siue memoriali te duo capita in genesim pie memorie Domini Sebastiani Munsteri, uictrici mei, ad finem produxisse, sed tuum consilium non esse, uti aedatur, sed rem in meam deliberationem posuisti. Deinde ais te transluisse et ceteros libros in pentateuchum et quos tu quoque consulis non esse aedendos. Sed ego multum aliter sentio. Attamen, saluo tuo consilio, cum tu et pie memorie D. Munsterus tantum temporis in uertendo consumpsistis, non credo operam esse perditam, quin omnino inprimendum sit et in lucem proferendum; nam animum non abieci, quin fortasse in breui spacio excudam.

Postremo de vita D. Munsteri scribis te malle excusam esse latine aut germanice, quod et ego optarem; audio autem te nunc eum laborem absoluisse, cupio itaque, si tantum abs te potero impetrare, ad me uitam eius latine mittas in spacio trium hebdomadarum; adderem enim suo Cosmographico libro latino. His bene uale quam diutissime incolumis.

Heinrich Petri an Pellican
ZBZ F 47, 245.

Basel, 14. Juli 1555

S. P. Venerande Domine Pellicane, quàm optime te ualere cupio et opto unâ cum tua omni familia. Scribit ad me Dominus Antonius Reuchlinus, amicus noster optimus et precipuus, in haec uerba: «Optarim nos habere annotationes hebraicas in totum vetus testamentum perpetuas ex omnibus scriptoribus tum vetustioribus quam recentioribus, quas fortasse, si Dominus concederet uitam, colligere conabor.» Hactenus Antonius. Post obitum pie memorie uictrici mei Seb. Munsteri scripsisti ad me, si post se quedam incepta in hebraicis imperfecta reliquisset, ad te mitterem. Inceperat annotationes scribere in vetus testamentum, quas tibi misi, et non ultra progressus, quam ad geneseos ultimum caput, in quod nihil dum annotauerat. Tum temporis à te petieram, si tantum laboris sumere et ferre posses, <ut in> totum pentateuchum tantum, si non in totum vetus testamentum ita scriberes annotationes. Ergo, mi Domine Pellicane, si tibi molestum, ut facile mihi persuadeo, propter tuam venerandam aetatem talem laborem haud suscepturum, tum maximè tuum consilium peto, quid faciundum sit, cum aliàs Dn. Reuchlinus ferè talem laborem in manus sumpturus sit, an eo in opere te consulente, ut D. Munsterus pie memorie incepit scribere annotationes, ipse continuaret in totum vetus testamentum, nam, ut mihi uidetur, non omnino in uanum laboraret. Sed hac in re tuum iudicium audiam et peto, ut feras. Tibi opto in tuis honestissimis laboribus diu incolumem et felicem successum. Vale feliciter.

hingeworfen ist und dessen Inhalt fast nur aus Worten der überschwänglichen Begeisterung für Münster besteht. Selbst die Adresse ist von diesem Überschwang geprägt: «Clarissimo, doctissimo atque pientissimo uiro, domino Sebastiano Munstero, uariarum linguarum cognitione ad stuporem usque ornatissimo et in Basilea hebraicam linguam magna cum authoritate et fructu discentium profitenti, domino atque praeceptori suo colendissimo.» Kann man sich ein Zeugnis denken, das für das große Ansehen, das Münster bei seinem Tode genoß, besser, unmittelbarer und menschlicher spräche als dieser Brief?

1548 schrieb Münster an den polnischen Gesandten auf dem Reichstag zu Augsburg, Stanislaus Laski, das Ziel, das er mit der Kosmographie verfolge, sei, den in 300 und 400 Jahren Lebenden in Schrift und Bild zu überliefern, welches das Aussehen der Gegenden und Städte im 16. Jahrhundert gewesen sei. *Wir* also sind es, für die Münster in seiner genialen historischen Rückschau und Voraussicht gearbeitet hat. Wir sind ihm dankbar, daß er uns das Gesicht so vieler Städte als erster überliefert hat; und wir können uns glücklich schätzen⁵, daß uns nun in Burmeisters umfassenden und abschließenden, zugleich aber die Forschung anregenden Publikationen die Möglichkeit gegeben ist, genau zu erkennen, wer dieser Münster war und wie er dazu kam, für uns zu wirken, während viele seiner Zeitgenossen ganz in der Gegenwart aufgingen und uns heute kaum mehr etwas zu bieten haben.

⁵ Nur eines trübt dieses Glück, d. h. der übersetzte Preis, den wir für diese drei Münsterpublikationen zusammen zu bezahlen haben, nämlich rund 120 Franken, wovon für die Briefausgabe allein Fr. 84.—, also der Betrag, den man etwa für einen Band der Propyläenweltgeschichte auslegen muß. So erfreulich es ist, wenn sich die Industrie für die Belange der Geisteswissenschaften aufgeschlossen zeigt und wenn die Firma C. H. Boehringer Sohn in Ingelheim fünfhundert Exemplare der Briefausgabe an ihre Freunde verschenkt, so bedauerlich ist es, wenn die restlichen fünfhundert Exemplare zu einem dem Inhalt gar nicht angemessenen Preis der Wissenschaft überlassen werden. Dabei wäre es ohne Zweifel möglich gewesen, Biographie, Briefausgabe und Bibliographie in einem Band von ca. 350—400 Seiten unterzubringen; und für einen solchen hätte man gerne 40 bis 50 Franken bezahlt. Schade, daß K. H. Burmeister über dem Berechnen von Preisen und Auflageziffern von Münsters Werken die beschränkten Geldmittel seiner eigenen Leser vergessen hat. Doch wir hoffen, daß seine Publikationen in diesem einen Punkt nicht Schule machen, wohl aber darin, daß auch in andern Fällen Biographien, Briefausgaben und Bibliographien zusammen publiziert werden.